



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1930

4 (1930)

Caritasblüten

Nr. 4

April

1930



ED. V. STEINLE PINXIT

BK

Wer findet Worte für das Leid, das, Mutter, du gelitten.
Du sahst den Sohn im blut'gen Kampf, den er für uns gestritten,
Du teiltest mit ihm Schmach und Hohn, ein Meer von bitteren Schmerzen.
Bald winkt der Sieg, bald bringt der Held viel Trost dem Mutterherzen.



Beinahe 33 Jahre Missions-Lehrerin

Gine armselige Hütte war das erste Schulgebäude in Mariazell; aus der Hütte wurde später ein Lehmhaus mit zwei kleinen Räumen gemacht; heute steht an derselben Stelle ein großes Colleg, für afrikanische Verhältnisse ein stattliches Gebäude. Schwester Junipera begann ihre Schultätigkeit als Pionierin in der armen Hütte. Ihrem unermüdlichen Eifer, ihrer zähen Ausdauer, verbunden mit einem tief religiösen Geiste, hat es die Station Mariazell vielfach zu verdanken, daß die Schule bereits eine Pflanzstätte für neue Lehrkräfte geworden ist. Ihr bescheidenes, verborgenes Wirken hat den Segen Gottes auf ihre Arbeit herabgezogen. In ihrer armseligen Hütte, umgeben von der schwarzen Kinderschar, fühlte diese kleine selbstlose Schwester sich glücklicher und reicher als ein König in seinem Palaste. Aber die großen Schwierigkeiten und vielen Enttäuschungen, welche die Entwicklung dieser Schule mit sich brachte, kam Schwester Junipera durch ihr großes Vertrauen auf die Hilfe des göttlichen Herzens Jesu und durch ihre persönliche Bescheidenheit und kluge Zurückhaltung immer hinweg. Ihr Alter allein zwang sie, ihre Schultätigkeit aufzugeben, und die Abschiedsfeier, welche Schüler und Lehrpersonal ihr widmeten, zeigt uns, wie verdienstvoll sie an der Entwicklung der Schule gearbeitet hat.

Mr. Massy, der Direktor des Collegs, erschien mit Frau und Kindern und war Vorsitzender der veranstalteten Versammlung. Die Feier wurde mit einem religiösen Lied eröffnet, und Mr. Massy brachte in seiner Ansprache deutlich zum Ausdruck, wie er sich innerlich freue, daß die Schüler eine Gelegenheit haben, ihren Dank der guten Schwester Junipera bezeugen zu können; andererseits tat es ihm jedoch

sehr leid, daß er eine solche Hilfe in der Schule verlieren müsse. Das gute Einverständnis, das friedliche Zusammenarbeiten mit ihr haben den Segen Gottes fühlbar gemacht durch die guten Resultate, welche diese Schule bisher in so reichem Maße erzielte. Mr. Massy hofft auch, daß Schwester Junipera, trotzdem ihre Amtszeit in der Schule abgelaufen ist, ihr reges Interesse für die Schule bewahren wird.

Nach dieser kurzen Einleitung wurde von einem Schüler die folgende selbst verfaßte Adresse in englischer Sprache vorgelesen, die wir in deutschem Texte wiedergeben:

Gewidmet von den Studenten und Ex-Studenten des Mariazeller Eingeborenen-Lehrer-Seminars (Lehrerbildungsanstalt) der Ehrw. Schwester M. Junipera, Oberin, bei Gelegenheit ihres Scheidens aus der Schule, Dezember 1929.

Liebe Schwester!

Heute abend haben wir uns alle hier versammelt, um Ihnen unsern Dank abzustatten. Gott allein weiß, wieviel Gutes Sie uns erwiesen haben. Wir wissen, daß Ihre Dienstzeit sich über mehr als 30 Jahre erstreckt und daß diese eine Zeit eifriger und begeisterter Arbeit war. Sie haben Herz und Seele in Ihre Tätigkeit gelegt, um unsere Nation aus ihrer elenden Lage herauszuführen.

Wir alle schätzen Ihre Bemühungen sehr. Alle, die wir in dieser angenehmen Stunde hier zugegen sind, sowie jene, die früher in diesem Institute als Studenten waren, rufen aus ganzem Herzen Gottes Segen über Sie herab. Wir schätzen uns glücklich, Sie Mutter nennen zu dürfen, da Sie wie eine solche ihre Kinder treu und innig lieben.

„An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“, jene Früchte, die aus Ihrer ausgezeichneten Arbeit für uns herausgewachsen sind. Mögen diese dereinst ein Unterpfand Ihres ewigen Lohnes werden.

Unter uns bemerken wir heute abend auch solche, deren Eltern von Ihnen unterrichtet wurden. Wir alle wünschen, nach Ihrem Beispiele immer mit diesem Institute in Verbindung zu bleiben, um auch fernerhin, wenn eben möglich, Ihren Rat in schwierigen Fällen zu erbitten.

Das Mariazeller Lehrerkollegium, Studenten und Ex-Studenten bitten nun, ihr kleines, herzlich gern gespendetes Geschenk anzunehmen.

Während der letzten drei Wochen erhielten wir verschiedene Briefe von unsern Freunden, die ebenfalls ihre Studien hier gemacht haben, worin sie Ihnen ihren Dank kundgaben. Einigen dieser Briefe waren kleine Spenden beigefügt. Damit ist jedoch längst unsere Dankeschuld nicht abgetragen. Deshalb wenden wir uns zu Gott, dem wir es nicht an letzter Stelle

verdanken, daß er würdige Dienerinnen sandte, das Licht der Erkenntnis und Wahrheit in die unglücklichen Rassen hineinzutragen.

Möge die Liebe Gottes und der Schutz seiner Engel Sie beschützen vor Ihren Feinden, sichtbaren und unsichtbaren, Sie vor allem Übel bewahren und Ihr Herz mit jenem Frieden und jener Glückseligkeit erfüllen; womit Sie das unserige während all der langen Jahre erfreut haben.

Ihre in Christo ergebenen

Das Lehrerkollegium, Studenten und Ex-Studenten.

Dann überreichte ein Schüler die Geschenke, nämlich verschiedene geistliche Bücher in Deutsch und Englisch und interessante Photos. Nun folgten verschiedene Lieder, worauf ein anderer Lehrer eine zweite Adresse, die wir hier in deutscher Sprache wiedergeben, mit großer Begeisterung vortrug.

Ehrv. Schwester Junipera!

Im Namen des ganzen Lehrerkollegiums und aller Lehrer und Lehrerinnen, die von Ihnen ausgebildet wurden in Mariazell, wollen wir es versuchen, Ihnen nach Ihrer langen Dienstzeit von über 30 Jahren einen kleinen Abschiedsgruß zu entbieten.

Zwar wissen wir kaum Worte zu finden, unsern herzlichsten Dank auszudrücken für all das Gute, das Sie unserm Volke als Lehrerin erwiesen haben.

Es ist wahr — heute verlassen Sie uns, und unser Herz ist traurig, wenn wir daran denken, daß wir mit Ihnen auch zugleich Ihre segensreiche Arbeit entbehren werden. Noch ist Begeisterung in Ihrer Sprache, und Ihr ausgezeichnetes Vorbild als Lehrerin erfüllt noch die Atmosphäre in Mariazell. In der Tat, wir fühlen uns gedrängt, Sie nicht nur Lehrerin, sondern auch Mutter zu nennen, unter deren Obforgen wir wie Küchlein unter den Flügeln der Henne waren.

Sie haben Lehrer und Schüler erzogen, die heute in den Provinzen der Union von Süd-Afrika zerstreut sind. Wir können nicht umhin, Ihre tiefe und ungeteilte Liebe sowohl für Lehrer als auch für Schüler anzuerkennen, nicht weniger Ihre nimmermüde Energie und Anstrengung, Ihren sympathischen, systematischen, begeisterten und ermutigenden Unterricht.

Wüßten wir irgendwo in der Welt einen Schmiedemeister, der menschliche Wesen reparieren könnte, so würden wir Sie sicherlich dorthin bringen, um Sie noch einmal neu gestalten zu lassen.

Ergänzend zu unserer Anerkennung fügen wir noch hinzu: Erinnern Sie sich der Worte des verstorbenen Dr. Viljoendes, Superintendenten der Erziehung, in seiner Ansprache an Sie



Abchiedsfeier für Schwester Junipera (X) im Kolleg zu Mariazell, Süd-Syrien.

hier in Mariazell, und finden Sie darin die Ursache unserer heutigen Dankkundgebung.

Sie sind nun Oberin von Mariazell. Darob möchten wir die Schwestern glücklich preisen, denn wir wissen, daß Sie denselben ein leuchtendes Vorbild sein werden, wie Sie es auch stets für uns waren.

Zum Schluß bitten wir demütig, unser und unserer Kinder im Gebete zu gedenken; wir wollen und müssen das Gleiche für Sie tun als Zeichen unserer Dankbarkeit.

Wir wünschen Ihnen noch viele glückliche Jahre hier hienieden und im andern Leben des Erfolges wohlverdiente, unvergängliche Krone der ewigen Glückseligkeit.

Nimm Abschied, denn Du hast Deine Arbeit getan;
Nimm Abschied, denn Du hast gesiegt;
Nimm Abschied, denn Dein ist die Siegeskrone!

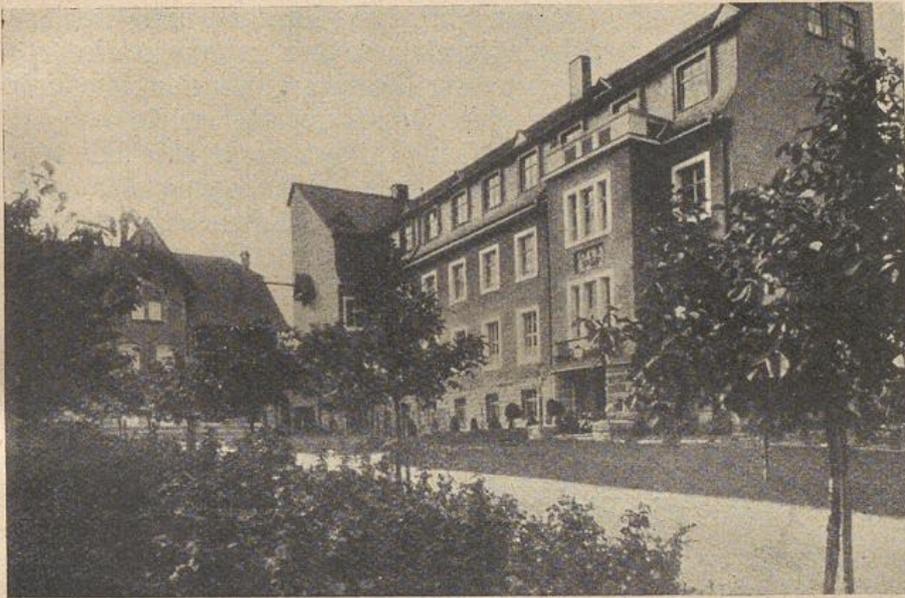
Wir verbleiben, liebe Ehrwürdige Schwester,
Ihre dankbaren Schüler,
die Mariazeller Lehrer.

Zum Schluß setzte natürlich wieder die Musik ein, und man drängte das kleine bescheidene Schwesterchen, doch auch etwas zu sagen. In ihrem schlichten Tone sagte es den Anwesenden, daß sie von dieser Feier keine Ahnung hatte, und daß sie so gerne sich ganz still zurückziehen wollte, ohne etwas merken zu lassen. Die aufrichtige und kindliche Dankbarkeit ihrer Schüler habe sie jedoch sehr erfreut.

Der hochwürdige Herr Vater Rektor von Mariazell hielt dann zum Schluß eine erbauliche und lehrreiche Ansprache und betonte, was wir bereits im Anfang dieses Artikels schon gesagt haben, die außergewöhnliche Bescheidenheit und Zurückhaltung sowohl in als auch außer der Schule von Schwester Junipera. Sie habe nicht nur durch ihre Unterichte an der Schule gewirkt, sondern ganz besonders durch ihr Beispiel. Möge sie noch recht lange als Oberin zur Ehre Gottes, die sie allein im Auge hat, noch Vieles wirken.

Möge aber auch der Beweis ihres segensreichen Wirkens als Lehrerin viele unserer Leserinnen anziehen, ihre Kraft der Missionstätigkeit zu widmen. Der göttliche Meister klopft an manches Herz und gibt ihm zu verstehen, daß er für seinen Weinberg Arbeiterinnen sucht, aber leider wird ihm so selten Gehör gegeben. Oben winken die Kronen für die Arbeiter und Arbeiterinnen im Garten Gottes. Möchten doch viele sich darum bewerben!

3



Missionschule - Ostseite.

Unsere Missionschule in Neuenbeken

Sie ist die Pflanzstätte der jungen Missionarinnen, welche durch Erziehung und Unterricht der weiblichen Jugend im fernen Heidenland den Missionaren kräftige Hilfe leisten sollen. — Junge Töchter aus guten Familien, in deren Herzen Sinn und Begeisterung für das Missionsleben erwacht und welche sich das Ideal einer Missionarin zum Ziele setzen, finden in dieser Schule den Weg zur erforderlichen Ausbildung.

In allen fremden Weltteilen scheint die Ernte für das Christentum reif zu werden; überall rufen die Missionare um Hilfe, und überall gilt der Grundsatz „Wer die Jugend hat, dem gehört das Volk!“ Bei jeder Neugründung ist das erste Bedürfnis eine Schule. Wo aber sind die Lehrkräfte? In Deutschland und auch in den anderen europäischen Staaten ist Überfluß an Lehrpersonal; in den Heidenländern, wo die Sonne des Evangeliums mächtig aufgeht, sind kaum die allernotwendigsten Kräfte zu finden.

Aus diesen wenigen Zeilen sieht der Leser handgreiflich, wie notwendig eine solche Missionschule ist.

Weil die meisten Kolonien unter englischer Aufsicht stehen, besonders in Süd-, Ost- und West-Afrika, ist außer der Sprache der Eingeborenen die englische Sprache für den Schulunterricht vorgeschrieben. Daraus folgt, daß die Erlernung der englischen Sprache unbedingt notwendig ist.

Unsere Missionschule in Neuenbeken bereitet die Schülerinnen in etwa vier Jahren auf das Junior- und Senior-Examen vor, das in Abhängigkeit von der englischen Universität Oxford schriftlich unter dem Vorsitze eines von England bestätigten Kommissars in Neuenbeken abgelegt wird.

Der Unterricht in der untersten Klasse umfaßt eine Wiederholung des Volksschul-Pensums mit Hinzufügung der englischen Sprachlehre. In den folgenden Klassen erstreckt sich der Unterricht auf die vorgeschriebenen Examenfächer: Religion, Deutsch, Englisch, Mathematik, Arithmetik, Botanik, Chemie, Geographie und Zeichnen. Die oben genannten Examen befähigen die Aspirantinnen zur Ausübung des Lehrberufes in der Mission und bieten eine weitere Grundlage für höhere Studien, welche nach abgelegter Ordensprüfung in einer afrikanischen Universität fortgesetzt werden.

Ein Tag in der Missionschule.

Morgens $\frac{1}{4}6$ Uhr gibt die Glocke das Zeichen zum Aufstehen für unsere Missionschülerinnen. Mit dem schönen Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“ erheben sie sich. Nach dem gemeinsamen Morgengebet und Beiwohnung der heiligen Messe nehmen sie das Frühstück ein. Dann wird noch schnell ein Blick in die Bücher geworfen, das auswendig gelernte Pensum wiederholt oder eine schwierige Aufgabe überdacht, bis die große Hausuhr 8 Uhr schlägt und das Zeichen zum Beginn des Unterrichtes gibt. Dieser ist für die einen eine Wieder auffrischung, für andere eine Vertiefung, wieder anderen erschließt er neue Welten, je nach der Vorbildung, welche die jungen Mädchen mitbringen.

Interessant sind oft die Meinungen, Ansichten, Fragen und Erklärungen der einzelnen, je nach ihrer Heimat und ihrer früheren Beschäftigung; dazu kommen sie aus verschiedenen Gegenden zusammen, aus Rheinland, Baden, Bayern, Schlesien, von der polnischen und von der Schweizer Grenze, vom Saargebiet und von Westfalen. Wer in den höheren Klassen zur Zeit des Unterrichtes einmal lauscht, wird einer regen Aufmerksamkeit und Mitarbeit der Schülerinnen begegnen. Trägheit unter den Schülerinnen, womit das Lehrpersonal in der Welt oft viel zu kämpfen hat, ist hier nicht zu finden, denn alle streben mit gleichem Eifer ihrem schönen Ziele zu. Gespannt folgen sie dem Verlauf eines Versuches in der Botanik oder Chemie, untersuchen und bestimmen die verschiedensten Blumen und ihnen noch unbekannte Gewächse, oder suchen die schwierigsten Rechenaufgaben zu lösen.

Um $\frac{1}{2}10$ Uhr ruft die Glocke zur Pause und zu einer kleinen leiblichen Stärkung. Lustig eilt die jugendliche Schar hinaus in den freien Platz zu den Freiübungen. Jeden Tag

kommt eine andere an die Reihe, die Übungen vorzumachen und für alle die Befehle dazu zu erteilen. Dann wird das Butterbrot unter fröhlichem Geplauder in der frischen Luft im Garten verzehrt. Bleibt noch Zeit, so wird schnell einmal geschaukelt oder eine Tour am Rundlauf gemacht, das Bienenhaus, oder der kleine botanische Garten besucht. Hat die Glocke wieder gerufen, dann eilt alles in die Klasse, um neu gestärkt und erfrischt dem Unterricht bis $\frac{1}{4}12$ Uhr zu folgen.

Nach Tisch ist Erholungszeit bis $\frac{1}{2}2$ Uhr eventuell auch bis 2 Uhr. Ist das Wetter günstig, dann wird diese Zeit zu



Schülerinnen, welche ihr erstes Examen bereits bestanden haben.

einem Spaziergang in den nahen Wald benutzt. Fröhliche Lieder, Entdeckungstreibzüge, Beerensuchen, im Winter Schneeballschlachten, wechseln mit einander ab. Nur zu bald ertönt das Zeichen um 2 Uhr zum Unterricht, der im Sommer zuweilen auch im Garten oder sogar im Wald gehalten wird, bis gegen $\frac{1}{2}4$ Uhr. Nach einem kleinen Rundgang im Garten und einer kleinen Stärkung beginnt das Selbststudium für den Unterricht des folgenden Tages. Wer nicht gerade beschäftigt ist, sucht sich im Garten oder auf der Wiese ein stilles Plätzchen, um ungestört laut lernen zu können.

Abends $\frac{1}{2}7$ Uhr versammeln sie sich zum gemeinschaftlichen Rosenkranzgebet in der Kapelle. Nach dem Abendessen ist Erholungszeit bis $\frac{1}{2}9$ Uhr. Handarbeit oder kleine Hausar-

beiten bei fröhlichem Geplauder und Gesang füllen diese Zeit aus. Im Sommer wird in der Erholungszeit der Schulgarten in Ordnung gehalten oder Spiele und Geräteturnen im Freien vorgenommen. Um 1/29 Uhr ruft die Glocke zum Abendgebet und der darauf folgenden Ruhe.

2



Am 11. Februar, am Fest der Erscheinung der unbefleckten Empfängnis, starb unsere liebe Missionschülerin Koletta Zeilbehr aus Großbardorf in Unterfranken, im blühenden Alter von 22 Jahren. Sie war in jeder Beziehung ein leuchtendes Vorbild für alle ihre Mitschülerinnen und der Trost und die Freude für ihre Lehrerinnen. Schon lange Zeit hat sie die Missionschule verlassen, um für ihre schwache Gesundheit in der Heimat Kräftigung zu finden, immer hoffend, wieder zu ihren Mitschülerinnen nach Neuenbeken zurückkehren zu können. Gott hatte es in seiner Weisheit anders beschlossen und pflückte die zarte Knospe, bevor sie vom Welthauch berührt war. In ihrem schweren Leiden kam nie ein Wort der Klage über

ihre Lippen. Sie war eine apostolische Opferseele. Wir empfinden den Tod dieser lieben Schülerin sehr schmerzlich, hegen aber die feste Zuversicht, daß sie uns allen und auch unserer Missionschule selbst am Throne Gottes eine Fürbitterin sein wird.

Möchten sich bald an Stelle unserer verstorbenen Koletta neue Missionschülerinnen melden.

Aus der Missionschule von Neuenbeken.



Aus dem Tagebuch einer Missionschwester

Ein Mann in den vierziger Jahren war als junger Bursche von seinem König Sijna zu den Plünderungszügen ausgesandt. Der König war mit seiner geringen Beute nicht zufrieden und verurteilte ihn zu harten Frondiensten. Er konnte deshalb an seine Schwiegereltern den Preis für seine Frau nicht abbezahlen, und sie erhoben nun Klage gegen ihn beim König. Nun hieß es „die fünf Kinder werden dem Sklavendienst verfallen“. Das ging den Eltern doch zu nahe, und sie suchten durch Flucht von der Gewalt ihres Herrschers los zu werden.

Die Familie verließ nun ihr ärmliches Bananenheim; der Vater und die zwei älteren Knaben im Alter von 10 bis 13 Jahren trugen die kleinen Habseligkeiten. Die beiden Mädchen liefen neben der Mutter her, welche das jüngste Brüderlein in einem Ziegenfell auf dem Rücken gebunden hatte. Sie schlugen den Weg ein, der zu einer Missionsstation führte; sie wollten beten lernen, Christen werden, um sich so von ihrer doppelten Knechtschaft zu befreien.

Bei den Heiden war die Familie verachtet, weil der Vater als ein Feigling galt, indem er nicht genug Kühnheit für seinen blutgierigen König zeigte. Nicht weit von der Missionsstation war eine leerstehende halb zerfallene Hütte; dahin flüchteten sie. Aber das Wenige, was sie auf ihrer Wanderung mitnehmen konnten, war bald verzehrt, und todmüde setzten sie sich auf den Boden. Die Mutter hatte nichts zu kochen, der Vater wurde krank vor Hunger, ebenso die beiden ältesten Knaben. In der heidnischen Nachbarschaft war man unwillig über diese Eindringlinge, und Christen waren in der Umgegend nicht zu finden. So wurde das Elend größer, und die letzten Dinge schlimmer als die ersten.

Auf meinen Missionstouren kam ich endlich auf ihre Spur. Mein Inneres drängte mich, in diese halb zerfallene Hütte Einkehr zu nehmen. Aber welch ein Anblick bot sich mir da? Die ganze Familie stand vor dem Hungertode. Den Vater hatte die Ruhr ergriffen, und die beiden Söhnchen lagen auf dürren Bananenblätterbündeln neben ihm. Die Mutter saß mit dem Kleinsten am Feuer. In der Mitte der Hütte glühte ein dicker Baumstumpf, der sich nach und nach in Asche auflöste, in welcher die Leute ihre Bananen und Süßkartoffeln zu braten pflegten. Sonst war in dieser Behausung nichts vorhanden. Es fehlte sogar das übliche Holzkloßchen zum Sitzen.

Ich fühlte nach dem Puls der Patienten, welcher natürlich so schwach war, daß man fühlte, daß das Lebenslicht bald erlöschen wird. Der Vater und die beiden Knaben waren zu Skeletten abgemagert. Ich begann nun, sie in die Geheimnisse

unseres heiligen Glaubens einzuführen und sie vorzubereiten für das Jenseits. Sie waren so heilsbegierig und freuten sich auf die heilige Taufe. Ich erteilte sie dem Vater und den beiden Söhnchen. Auch suchte ich Nahrung für die Mutter und die Kinder. Das gefüllte Suppentöpfchen war bald geleert, und in die beiden Mädchen schien wieder neue Lebenskraft zu kommen; die anderen drei konnten nur noch löffelweise etwas nehmen. Bald brach der Abend herein, und ich machte der Mutter den Vorschlag, die beiden Mädchen auf unsere Missionsstation mitzunehmen. Die eine war sehr froh, doch die Kleinere konnte sich nicht von der Mutter trennen. Ich empfahl sie alle dem heiligen Schutzengel und versprach am andern Morgen wieder zu kommen.

Meine Begleiterin machte sich mit mir auf, und wie freuten wir uns, als wir nach einer langen Wanderung endlich in der Ferne das Licht unserer Missionsstation leuchten sahen. Als wir nämlich so still und einsam durch die dicht bewachsenen Schluchten hinter den schwellenden Berggrücken mit seinen schlangenartigen Windungen die hohen Felswände entlang schritten, roch scheinbar eine Hyäne im Gebüsch, daß das arme Kind, das ich bei mir hatte, kein gesundes Fleisch mehr habe, und erschreckte mich gewaltig durch ihr heiseres Geschrei. Zum Glück kam das Licht von der Laterne, welche die Kinder, die uns entgegenkamen, bei sich hatten, ganz nahe, und die Freude der Kinder war groß, als wir uns gegenüberstanden. Sie taufte meinen kleinen Flüchtling gleich mit dem Namen „Ndscha“, d. h. Hunger; später erhielt das Kind bei der Taufe den Namen „Maria“; aber unter den Kindern blieb ihr der Name „Hunger“.

Am andern Morgen war das kleine arme Würmchen durch sein abgezehrttes Knochengerüst zum Schauspiel für alle geworden. Es dauerte nicht lange, da kamen gefüllte Kürbisflaschen mit Milch; andere brachten Butter, Öl usw.; sie wollten mit Gewalt das Kind vom Hungertode erretten. Ich selbst aber machte mich gleich nach der heiligen Messe auf den Weg, um nach meinen anderen Zöglingen zu sehen. Der Vater und einer der beiden Knaben waren bereits während der Nacht ins bessere Leben hinüber gegangen, geschmückt mit der Taufschuld. Der Mutter Leid war so groß wie ihr eigenes Elend. Als ich ihr aber etwas dicke Milch und Suppe brachte, griff sie kräftig zu, hörte aber auch nicht auf mit ihren Dankesbezeugungen. Gegen Mittag war bereits das zweite Söhnchen gestorben, und ich mußte daran denken, die Entschlafenen zu beerdigen, da sich ja niemand ihrer annahm. Mit Hilfe einiger christlicher Männer machten wir in der Nähe eines Bananenbaumes ein gemeinsames Grab und betteten Vater und Söhne hinein. Frische große Bananenblätter waren das Totenkleid. Wir besprengten das Grab mit Weihwasser und beteten.

Dann nahm ich die Mutter mit dem Säugling und dem einen Mädchen noch mit auf die Mission. Die Kinder bekamen die Milch löffelweise, damit der Magen sich allmählich an das Essen gewöhne. Unsere kleine Ndscha hatte bereits ein weißes Kleidchen bekommen und war schon beschäftigt, aus seinem neuen Holzstellerchen langsam etwas Milch zu nehmen. Unsere bereits verheirateten Missionszöglinge schleppten mehr herbei, als die vier Neuankömmlinge nötig hatten. Die Mutter erholte sich langsam und ein zufriedenes Lächeln umrahmte stets ihr abgehärmtes Gesicht, wenn sie ihre Kinder in sauberen Kleidchen allmählich spielen und umherlaufen sah. Auch der kleine Säugling fing an dickbackig zu werden. Die kleine Ndscha nahm ich am zweiten Tag mit in die Missionskirche, wo ich den Küsterdienst zu versehen hatte. Ich setzte das schwache Kind auf das niedrige Bänkchen vor den Herz-Jesu-Altar und ging meiner Arbeit nach. Links und rechts von der Herz-Jesu-Statue waren noch zwei kleine Figuren, die eine den heiligen Schutzengel und die andere die heilige Philomena darstellend. Raum war ich in der Sakristei, so hörte ich draußen in der Kirche lautes Sprechen: „Jamlo jamo watoto wazuri“ „guten Tag, schöne Kinder!“ Immer wiederholte sich derselbe Ruf. Da unsere Schwarzen im Gotteshause sich nicht zu sprechen trauen, fiel mir das laute Gerede auf, und ich trat aus der Sakristei. Da stand denn unsere kleine Ndscha auf ihrem Stock gestützt aufgerichtet da und verbeugte sich hintereinander, diesen Gruß immer wiederholend. Ich ging auf das Kind zu und sagte: „Was sprichst Du hier in der Kirche? Hier ist das Gotteshaus; da wohnt der liebe Gott, und da darf man nicht laut sprechen.“ „Ach, diese schönen weißen Kinder, welche auf dem Tisch stehen, mögen mich nicht leiden, weil ich so mager und schwarz bin; sie sagen mir nichts, sie erwidern meinen Gruß absolut nicht“, sagte weinend die kleine Ndscha. „Sie haben mich nicht so gern, wie Du. Sieh mal, keines rührt sich. Wo wohnt der liebe Gott?“ Ich zeigte ihr das Tabernakel, und die großen Augen sperrten sich noch weiter auf und verwundert sagte die kleine Ndscha: „O, der liebe Gott ist ja eingeschlossen, wann bekommt er denn etwas zu essen? Kann er nicht heraus?“ Dann aber stellte Ndscha eine ganze Litanei Fragen, worauf ich sie nach Hause schickte in die Kinderküche. Dort nahm sie wieder ihr Holzstellerchen und holte sich Milch, und so schnell das arme Mägdlein konnte, trippelte es zitternd in seiner Schwäche in die Kirche, setzte sich auf die unterste Altarstufe und hielt die Milch fest, die Augen auf das Tabernakel gerichtet. Als die Kinder zum Abendgebet in die Kirche kamen, waren alle erstaunt und wollten wissen, was Ndscha mit ihrer Milch vor dem Altare will. Ich ging eilends auf sie zu, und sie sagte mir ganz leise:

„Ich will dem lieben Gott was zu essen geben, denn ich meine, er hat Hunger, und der Hunger tut so weh.“ Stillschweigend und gerührt führte ich das Kind zu den Schwestern zurück. Doch es kam noch öfter vor, daß Ndscha mit ihrem Milchschüsselchen zur Kirche ging, bis sie sich endlich belehren ließ. Dann pflückte sie Blümlein und legte diese an den Altarstufen nieder.

Bald ging sie mit den andern zur Katechismuslehre und lernte allmählich auch die täglichen Gebete. Als sie neun Jahre alt war, konnte sie das Taufexamen machen, und nun wurde sie „Maria“ genannt. Sie hat ja wohl Mühe im Lernen, denn der Hunger nahm auch ein Stückchen vom Gedächtnis weg. Die erste Katechismusprüfung hat sie nicht bestanden und war darüber äußerst traurig. Wir fanden das Kind beim Mutter-Gottes-Altar, wo sie ihr kleines Herzchen ausschüttete. Daraufhin hat sie das zweite Examen sehr gut bestanden. Und als man sie fragte, warum sie jetzt die Fragen so gut beantworten könne, sagte sie: „Die liebe Mutter Gottes und mein heiliger Schutzengel haben es mir gesagt; ich habe mit niemand gesprochen, nur den Rosenkranz habe ich ohne aufzuhören gebetet.“ Auch der Mutter fiel das Lernen schwer, aber sie hatte eine unerschöpfliche Geduld und ließ sich die Katechismusfragen von den Zöglingen so lange vorsagen, bis ihr schwaches Gedächtnis die Antwort behalten konnte. Auch die beiden andern Kinderchen wurden dann getauft, der kleine Junge Paul und das Mädchen Berta, die Mutter erhielt den Namen „Anna“.

Bald war es an der Zeit, daß die letzte Gruppe der Täuflinge zur ersten heiligen Beichte zugelassen wurden. Die Mutter wollte aber vom Bußsakramente nichts wissen, da sie behauptete, sie habe keine einzige Sünde seit ihrer Taufe begangen. Als ich sie darauf aufmerksam machte, daß sie schon einmal den Gottesdienst versäumt habe, da sagte sie: „Ja, das habe ich wirklich. Also unterrichte mich über das große Sakrament, das diese Sünde wieder von mir wegnimmt.“ Nun haben unsere Christen die Gewohnheit, am Beichttage der heiligen Messe beizuwohnen. Unsere kleine Maria Ndscha und ihre Mutter Anna waren voll Eifer und standen schon um Mitternacht auf, um ja nicht zur heiligen Messe zu spät zu kommen. Da es ihre Arbeit war, vor der heiligen Messe mit einigen Mädchen den Stall zu reinigen und die störrischen Kühe zu melken, so gingen sie um 12 Uhr mitternachts bereits in den Stall, um ihre Pflicht zu erfüllen. Das Haus der Missionare lag in nächster Richtung der Stallgebäude. Ein Pater hörte die Stalltüre öffnen, weckte flink den Mitbruder, damit er ihm beistehe, die einbrechenden Diebe festzunehmen. Dann gingen beide mit einem Stock bewaffnet leise in den Stall.

Als sie eintraten, tönte schon das mehrstimmige „Gelobt sei Jesus Christus!“ ihnen entgegen, und die Missionare sagten sich „nun, das sind fromme Diebe“. Sie waren aber erstaunt, als sie die Kinder so fleißig bei der Arbeit fanden. „Was fällt Euch ein, um Mitternacht melken zu gehen?“ sagte der Pater. Aber Mutter Anna und die Kinder erwiderten: „O Pater, verzeih, wir wollten nicht zu spät zur Messe kommen, da wir heut die erste Beichte ablegen müssen.“

Dann ging alles wieder friedlich zur Ruhe. Mutter Anna und Maria aber machten sich in die Kinderküche und beteten den Rosenkranz, das liebste Gebet, das sie können.

Zur Mutter Gottes haben unsere Christen hier eine ganz besondere Andacht. Ubrigens ist das Vikariat Kilimandjaro durch eine feierliche Weihe der „unbefleckten Gottesmutter“ anvertraut.

5

Ein mißglücktes Biergelage

Aus Himmelberg

Es war ein echt afrikanischer Sommertag, das Wasser, welches in einem Eimer in der Sonne stand, wurde so heiß, daß man die Hand darin nicht ertragen konnte. Menschen und Tiere flüchteten in den Schatten, um Kühlung zu suchen. In einem heidnischen Kraal war ein Trinkgelage, und der Durst der Beteiligten mag wohl nicht klein gewesen sein. Bald jedoch fühlten einige dieser Gäste ein eigentümliches Unbehagen; ja, es zeigten sich Spuren von einer Vergiftung. Mehrere wälzten sich bereits im Todeskampf auf dem Boden, und ein großer Schrecken bemächtigte sich der gemütlichen Trinkgesellschaft. Nun wurde rasch ein Bruder zur Mission um Hilfe gesandt. Wir füllten mehrere Flaschen mit Milch mit der Weisung, dieselbe sofort den Kranken zu geben. Als der Melkjunge nach Hause kam, waren bereits zwei Männer verschieden, den übrigen, 15 an der Zahl, konnte noch geholfen werden. Eine Frau taufte in der Angst schnell ihren Mann, er war wohl von den Katechumenen, konnte sich aber noch nicht entschließen, sich von vier Weibern zu trennen. In der Todesangst verspricht man ja alles; er wurde wieder besser und hat jetzt einen harten Kampf zu bestehen, das Versprechen, das er angesichts des Todes gegeben hat, zu erfüllen. Das ganze Ereignis hat die Lust an diesen gefährlichen Biergelagen gedämpft.

Schw. M. Canuta.

K

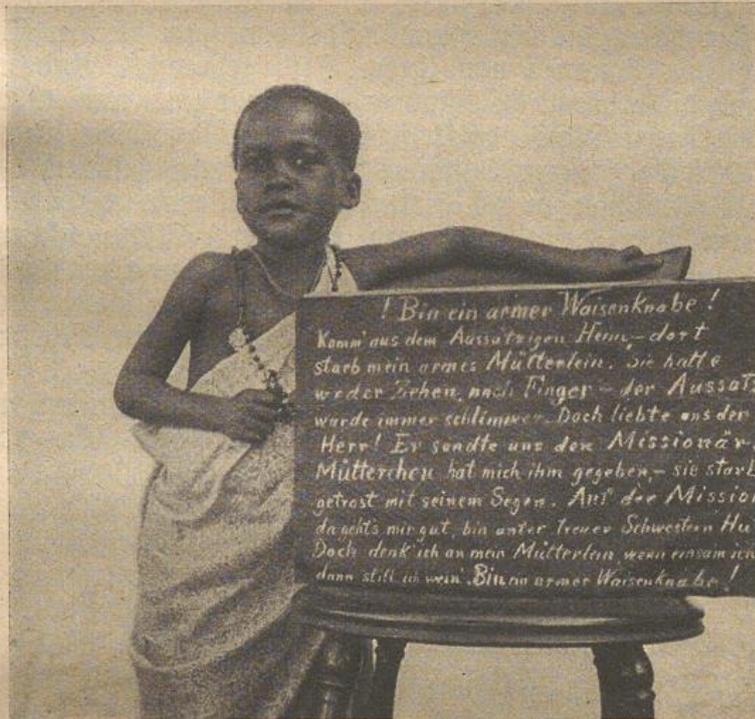
Bin ein armer Waisenknabe

Wer den Artikel „Stimmen aus dem Elendstal“ gelesen hat, wird sich der unglücklichen Mutter erinnern, welche mit ihrem vierjährigen Kinde im Aussäzigenheim ihre Tage so traurig zubrachte. Ihr einziger Trost war der kleine Matezo. Schon zweimal hatte man es versucht, das gesunde Kind von ihr wegzunehmen, aber das Sammergeschrei der jungen Mutter war so groß, daß es zuletzt niemand mehr über das Herz brachte, ihr das Kind zu entreißen. Jeder Besucher im Elendstal bedauerte das schöne, starke Kind mit den großen klugen Augen, das in solcher trübseligen Umgebung aufwachsen mußte, um zuletzt doch sicher von dieser abschreckenden Krankheit selbst ergriffen zu werden.

Seine arme Mutter hatte weder Zehen noch Finger, und doch umklammerte sie ihr Söhnlein, auf daß niemand es ihr nehme. Nun hat der Tod die beiden voneinander gerissen. Als unsere Schwester Siena kurz vor Weihnachten die Aussäzigen besuchte, fand sie die Frau schon sehr schwach, und die Kranke selbst fühlte, daß es mit ihr zu Ende ging. Sie starb gerne — aber die Muttersorge um ihr Kind! Sie hätte es am liebsten mit in die Ewigkeit genommen. Als gute Christin ist sie gestorben und hatte nur eine Bitte an den Pater Missionar: „Nimm Du mein Kind, meinen kleinen Petri; sei ihm Vater und Beschützer und laß ihn nicht in diesem Tränental, bis er vom Aussatz ergriffen wird. Er ist noch gesund, laß ihn holen, wenn ich tot bin, aber laß ihn noch bei mir bis zu meinem letzten Atemzug.“

Der Pater versprach es. Es war die letzten Tage vor Weihnachten. Den armen Aussäzigen wurden noch kleine Gaben beschert, Hemden, Tücher, Reis, Seife, Salz und sonstiges. Katharina erhielt noch eine Bettdecke, ein Hemdchen für den kleinen Petri und etwas Süßkartoffeln, welche sie so gerne aß. Die arme Frau war so ergeben und schlummerte in der Nacht still ein, um im Elendstal nimmer wieder zu erwachen. Der kleine Petri wurde zur Mission gebracht. Er ist vier Jahre alt, dem Verstande nach aber viel älter. Auf der Missionsstation war dem kleinen Jungen alles neu. Er war ja aus dem Totenreich der Aussäzigen nie herausgekommen, hatte kein frohes Singen und Lachen gesehen und gehört und nie so viel reinlich gekleidete Kinder geschaut. Die großen Mädchen hatten ihre helle Freude an seinem verständigen Reden. „Wer bist Du?“, fragten sie ihn. „Wo kommst Du her?“ „Ich bin ein armer Waisenknabe, habe nichts auf der ganzen Welt, und woher ich komme? Vom Aussäzigenheim, wo kein glücklicher Mensch hineingeht, dort haben sie keine Nase, keine Augen, keine Stimme mehr,

und meine Mutter hatte auch keine Finger und keine Zehen; ich habe noch alles; ich allein konnte laufen und springen." Dann fragten sie ihn: „Gefällt es Dir hier?“ „O ja, aber ich bleibe nicht hier bei Euch, ich gehöre dem Pater; ich will zum Missionar und bei ihm bleiben und will auch ein solcher Herr werden, der so gut und lieb mit den Kranken ist, so hat meine Mutter immer gesagt. Nein, ich bleibe nicht bei Euch.“ So sagte er das mit der Bestimmtheit eines Erwachsenen zu uns Schwestern. Er wurde nach und nach auch zutraulich, wollte aber von Zeit zu Zeit immer hinunter zu den Patres; das



Haus der Patres liegt jedoch 40 Meter tiefer, und wir wagten es nicht, den Petri allein hingehen zu lassen, weil wir fürchteten, daß er in das Aussätzigenheim zurückkehre. Das schlaue Kerlchen ahnte jedoch bald, was wir dachten und sagte ganz naiv: „Was meint Ihr? Meint Ihr, ich gehe wieder zu den Toten? O nein! Ich bin im Hause Gottes, das hat Mutter gesagt, und das tue ich nicht. Sie ist jetzt gestorben und zum Mungu gegangen, und ich folge ihr nach.“ So ließen wir ihn denn ziehen, und er kam bald wieder zurück mit einem Stückchen Brot in den Händen und erzählte, daß die Patres und Brüder so lieb und freundlich mit ihm gewesen wären.

Als aber am nächsten Sonntag Schwester Siena mit der neu angekommenen Schwester Gerardine sich anschickte, die

armen Aussägigen im Glendstal zu besuchen, da erwachte doch ein Heimweh nach dem Orte seiner ersten Kindheit und weinend wollte er den Schwestern nachlaufen, um seine unglücklichen Freunde dort wieder zu sehen. „Mutter, Mutter,“ rief er, „ich bin ein armer Waisenknabe. Mutter ist gestorben; sie hatte keine Zehen, keine Finger mehr, ach, ach!“ So klagte der Kleine, als man ihn wieder zurück brachte. Ein rührendes Bild.

Aber auch die armen Unglücklichen im Glendstal haben den Kleinen nicht vergessen. Ich erschrak nicht wenig, als mich gestern unsere Schwester Arnesia vom Schreibtisch wegrief und sagte: „Eine arme Aussägige ist da auf der Veranda im Schwesternhaus, an der Hand hält sie unsern kleinen Petri; sie hat ihm Bananen von ihrem Feld gebracht.“ Und wirklich stand die erbärmliche Sammergestalt vor uns, nur ein Auge noch, die ganze Nase abgefressen, und mühsam hielt sie einen ganzen Bündel frischer Bananen für Petri als Geschenk bereit. Sie war reinlich in weiße Tücher gehüllt. Vertrauensvoll stand der kleine Petri bei ihr; er war ja in ihrer Nähe aufgewachsen. Kindlich dankte er der armen Aussägigen und zog sich dann langsam zurück. Für dieses Kind hatte der gräßliche Anblick der Sammergestalt nichts Schreckendes mehr, sein Mütterchen sah ja gerade so aus.

Ich sah dem klugen Kleinen nach, der lange einsam stehen blieb und der alten Frau gedankenvoll nachschaute. Was mochte das Büblein wohl denken? Vielleicht:

„Wenn ich ein großer Knabe,
Dienen will ich am Altare.
Gehe dann ins Glendsheim,
Will der Kranken Tröster sein!
Bin ein armer Waisenknabe,
Hoff auf Gottes Huld und Gnade!“

Schwester Engelberta.

z

Laßt euch den Rat eines streng-katholischen Schriftstellers angelegen sein. Er schreibt: „Wenn Gott dir sagte, ‚welche Gaben wünschst du dir?‘, so antworte in deinem und im Interesse deiner Nebenmenschen: ‚Herr, schenke mir Seelengröße.‘“

Es ist die Seelengröße, die euch kleine Verstöße übersehen und große Kränkungen verzeihen läßt — es ist Seelengröße, die edle Worte auf die Lippen legt und jede gute Handlung leichter macht — es ist vor allem Seelengröße, welche hilft, die Fehler anderer nicht zu beachten — sie womöglich nicht zu bemerken.

Komische Leopardengeschichte

Der Löwe heißt „Simba“, und der Leopard heißt „Sui“ in der Sprache der Eingeborenen. Diese beiden Worte sind wohl so ziemlich die ersten, welche jeder Neuankömmling von Europa hier lernt. Es ist ja auch kein Wunder, denn man lebt im Lande der wilden Tiere; man sieht sie zwar selten am hellen Tage, und nachts geht man wohl nicht gerne aus, denn sie sind doch da, und von Zeit zu Zeit hört man: dort hat der Wüstenkönig Löwe aus der Boma, dem Viehstall, drei der fettesten Rüge geholt, oder in dieser und jener Hütte ist der Leopard durch das schadhafte Dach eingebrochen und hat sich eine Ziege geholt.

Schon bei der Einreise, wenn man mit dem plumpen Wüstenlastauto fährt, kann man in dem sandigen Boden nicht selten frische Fußspuren einer ganzen Löwenfamilie sehen, und unwillkürlich weist der Führer seine neuen Gäste darauf hin, indem er geheimnisvoll flüstert: „Das sind Fußstapfen eines großen Simba (Löwen).“

Ich war noch nicht in Kilema angekommen, und hatte schon die beiden schrecklichen Namen gelernt, und zwar nicht ohne geheimnisvolles Grauen. So geht es wohl den meisten Schwestern, wenn sie nach Ost-Afrika kommen.

Wir waren noch nicht lange hier, als die Schwarzen, welche sich über unsere Wiederkehr nach dem Kriege so sehr gefreut hatten, es sich nicht nehmen ließen, uns mit Eiern, Früchten und allerlei Nahrungsmitteln zu beschenken. Eines Tages kam ein junger Bursche, geschickt von seinem christlichen Vater, und brachte schönes frisch geschlachtetes Fleisch für Mutter Ubalda und für Schwester Mathildi, welche sie aus der früheren Zeit her noch gut kannten. Die Küchenschwester, noch ein ganz europäischer Neuling, verstand von allem, was ihr der freundliche Bursche erzählte, nichts als das Wort „Sui“.

Wir saßen abends still vergnügt zu Tisch und wunderten uns darüber, daß wir auf einmal so wohlschmeckende Fleischspeisen, die auf ganz feines Wildbret schließen ließen, vor uns hatten. Ernst schüttelten unsere Oberinnen den Kopf und fragten wie aus einem Munde unsere Küchenschwester: „Wie kommen Sie dazu, uns heute solches Gericht zu bringen?“ Schüchtern antwortete sie: „Ja, das ist ja ein besonderes Geschenk für Mutter Ubalda und Schwester Mathildi. Es ist von einem großen fetten Sui (Leoparden), und ich habe wirklich nicht gewußt, daß Leopardenfleisch so gut wie Wildbrett schmeckt.“ Nun hätten unsere lieben Leser alle unsere Gesichter sehen sollen! — „Sui, Sui, einen Leoparden haben wir gegessen.“ In meinem Magen begann es sich schon sonderbar

zu heben und andern schien es ebenfalls so zu gehen. Mutter Ubalda eilte in die Küche und fragte eine schwarze Kandidatin, was das für ein Fleisch gewesen wäre und seit wann die Wadschagga=Neger Leopardenfleisch zum Geschenk bringen? Da brach die dicke lustige Anna in ein helles Gelächter aus und sagte zur Provinzialoberin: „Was Sie gegessen haben, war sehr feines Antilopenfleisch, nur habe der Bursche der Schwester erzählt, daß ein Iui bei seinem Vater in der Hütte den alten Haushund aufgefressen hätte.“ Der ganze Schrecken, Leopardenfleisch gegessen zu haben, löste sich also in lachendes Wohlgefallen auf.

Schw. Engelberta.

3

Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe

Große Aufregung herrschte unter der schwarzen Bevölkerung an den Ufern des mächtigen Kongostromes. Bis ungefähr zum Ende des 19. Jahrhunderts hatte sie ungestört ihrem wilden, heidnischen Treiben gelebt. Die Zauberer und Wahrsager munkelten schon seit einigen Jahren, daß die alte Freiheit der Neger bald aufhören werde, weiße Männer aus dem Norden, voll Weisheit und Kraft, würden kommen und alle Negerstämme in Dienstbarkeit bringen.

Jetzt schien diese Prophezeiung einzutreffen. Von allen Gegenden her hörte man das Trommeln des Tamtam; ein Dorf verkündete es dem anderen: „Auf dem Kongostrom seien Schiffe zu sehen,“ — groß — wie sie noch nie dagewesen, mit bewaffneten Weißen und schwarzen Soldaten, die man aus den Ländern des unteren Kongo mitgebracht habe, wo das Volk schon länger unterjocht war. Die Unruhe wurde immer größer. Die Neger, welche sich fast überall zur Gegenwehr erhoben, waren ohnmächtig gegen die Europäer, welche mit Waffen ankamen, die allein schon durch ihr gewaltiges Donnern das größte Entsetzen verbreiteten. Nicht nur die Dörfer, welche an den Ufern des Kongo und seiner Nebenflüsse lagen, wurden erobert, sondern die tapferen Weißen drangen auch ins Binnenland vor; vorbei war's mit der alten Freiheit. Nur wo die Neger sich freiwillig ergaben und sich verpflichteten, jährlich eine bestimmte Abgabe an Kautschuk, Harz, Palmöl, Federvieh, Fisch oder Maniok zu entrichten, blieben die Dörfer verschont; wo nicht, richteten die Geschütze der Weißen und die Flinten der schwarzen Soldaten große Verheerungen an. Ganze Dörfer wurden eingäschert, und wer sich nicht schnell genug im Urwald verbergen konnte, ward gefangengenommen und zur Arbeit nach den im Lande errichteten Staatsposten gebracht.

Die Wahrsager und Häuptlinge sprachen dem Volke vor: „Lieber zugrunde gehen, als Sklaven der verhaßten Weißen werden,“ und so setzte man sich zur Gegenwehr. Auch das Dorf Bolombo geriet in größte Unruhe, obschon es ziemlich geschützt lag, mitten im Urwald, an einem Arm des Kuki, eines Nebenflusses vom Kongo-Strom, der so schmal war, daß er nur mit kleinen Rachen befahren werden konnte. Flüchtlinge aus dem 6 Stunden entfernt liegenden Lombo waren eingetroffen und hatten die Nachricht gebracht, daß Lombo sich habe ergeben müssen. Der Häuptling von Bolombo berief rasch eine Versammlung der angesehensten Männer; mitten im Dorf auf einem freien Platz sollte sie abgehalten werden, und man beschloß, den Wahrsager des Ortes zu befragen und um seinen Ausspruch zu bitten, ob der Gegenwehr ein Sieg oder eine Niederlage folgen würde, denn im letzten Falle hatte man vor, sich freiwillig zu unterwerfen. Aber bis ein Zauberer seinen Ausspruch kund tut, braucht es Zeit und Weile: Erst muß von den Männern des Dorfes ein abendlicher Tanz abgehalten werden, wobei der Zauberer in seiner Amtstracht erscheint, die aus Fellen von Antilopen, Leoparden und Affen hergestellt ist. Ein Hut aus Federn wilder Vögel bildet seine Kopfbedeckung und die größte Zierde ist ein großer Leoparden- oder Affenschwanz, hinten am Hut oder an der Lendenbekleidung. In den Zwischenpausen des Tanzes wird ein aus Zuckerrohr bereitetes Bier getrunken, das durch einen gewissen Zusatz sehr berauschend wirkt. Ist der Tanz gegen Mitternacht beendet, so schließt sich der Wahrsager einige Stunden für sich allein ein, um die Geister der Vorfahren zu befragen, und erst gegen Morgen kann er die Antwort dem Volke kund tun.

So geschah es auch im Dorfe Bolombo. Der Tanz wurde für den folgenden Abend festgesetzt, damit man erst noch Zeit habe, das nötige Getränk zu bereiten, was Sache der Frauen und Mädchen war.

In einer nahe am Ende des Dorfes gelegenen Hütte war Elembe, die Frau eines Sklaven des Häuptlings, mit ihrer zwölfjährigen Tochter Mobeka fleißig mit Abschälen des Zuckerrohres beschäftigt. Angst und Sorge sah man in beider Gesicht, die Gedanken waren gerichtet auf den bevorstehenden Kampf. Elembe war etwa 30 Jahre alt, aber schon recht geschwächt und gebückt von beständiger schwerer Sklavenarbeit, während Mobeka, groß und schlank, ein frisches gesundes Aussehen hatte. Nach einer Zeit stillen Arbeitens sagte Elembe: „Meine Tochter, wir müssen auf alles gefaßt sein. Wir wissen nicht, was unser Los sein wird. Ich bin bereit, zu sterben. Nur Glend und Not war mein Anteil zwischen meinen schwarzen Brüdern, so lange ich lebte, aber mein Herz sagte mir, daß für den Geist noch ein anderes Leben kommt, wenn der Mensch tot ist. Ich

höre stets eine innere Stimme, die mir sagt: Eembe, tue nichts Böses, es gibt eine Vergeltung. So habe ich auch Dich von Kindheit an gelehrt, und Du hast bis jetzt meiner Mahnung gefolgt. Mobeka, versprich mir, daß Du das Böse auch fernerhin fliehen willst, wenn ich vielleicht nicht mehr bei Dir bin. Siehe, in dieser Nacht hatte ich einen sonderbaren Traum: Ein Mann in einem langen weißen Gewande stand vor mir und sagte: „Eembe, Du mußt sterben, aber Dein Geist wird in einem guten Lande weiter leben, wo es kein Leiden mehr gibt. Die Weißen kommen nicht, um euch zu verderben, sondern sie sind voll Weisheit und Verstand; sie wollen euch zu besseren Menschen machen, die nicht mehr rauben und töten und das Fleisch des Nächsten verzehren.“

Sieh, Mobeka, Du weißt es selbst, wie so viele aus unserm Volke leben. Sind wir Sklaven nicht auch Menschen wie sie? Aber was geschieht mit uns? Wir müssen nicht nur arbeiten Tag und Nacht, sondern was ist das Los vieler aus uns? Getötet und verzehrt werden wir, wie ein Tier getötet und verspeist wird. Ja, wenn unser Gebieter stirbt, werden wir mit seiner Leiche lebendig begraben. O Mobeka, wenn ich sterben sollte, wie es mir im Traum verkündet worden, so suche im Kampf zu entfliehen aus der Sklaverei und nimm Arbeit an bei den Weißen. Du wirst dort nicht das Elend finden, welches deiner wartet bei Deinem eigenen Volke.“ Mobeka schaute ihre Mutter voll Liebe an und sagte: „Mutter, Du weißt, daß ich Dir immer gefolgt habe; doch Du wirst nicht sterben, laß uns beide zu den Weißen gehen.“ „Still, Kind, erwiderte Eembe, laß uns nicht weiter davon sprechen. Ich höre Tritte, man könnte uns belauschen, und dann wäre ein Flüchten nicht möglich.“

Im selben Augenblick schaute ein wilder, wüster Neger herein und rief: „Nun, faules Volk, ist die Arbeit noch nicht fertig? Auf! Bringt es zum Baume dort, was ihr geschält habt, wir haben Gile, das Bier muß bereitet werden, heute abend ist der große Tanz, der über unser Los entscheidet.“ Eembe und Mobeka sprangen auf und griffen nach den großen Körben, um das Zuckerrohr fortzutragen.

Es wurde Abend. Von allen Seiten her eilte man zum Feste, die Männer, um zu tanzen, Weiber und Kinder, um dem Tanz zuzuschauen und immer mehr Bier herbeizuschleppen. In der Ferne standen scheu hier und da die Sklaven umher. Die Zauberer, mit Fellen und Federn reich geschmückt, eröffneten den Tanz. Ihnen schlossen sich die Männer an, einige mit Raspeln und Schellen in Händen, während andere die Trommel (den Tam-Tam) schlugen. In den Pausen wurde dem Bier fleißig zugesprochen, auch sogar von den Weibern. Man ahnte nicht, daß die Gefahr so nahe war. (Fortsetzung folgt.)

Wird sie zu finden sein?

„Suchen Sie uns eine Legion eifriger Beter und Opferseelen für dieses schöne Werk der Priester-, Laienbrüder-, Schwestern- und Katechistenberufe, dann wird's der liebe Gott schon machen. Er wird eben sein feierliches Versprechen halten: „Bittet und es wird euch gegeben werden.““ So schreibt P. Kranig aus Linzolo in Westafrika an die Claver-Sodalität, und hundertmal tönen gleichartige Bitten aus dem dunklen Erdteil herüber.

Bestrebt, den afrikanischen Missionen auf jede Weise zu Hilfe zu kommen, hat die Claver-Sodalität es unternommen, diese Rufe in allen Landen widerhallen zu lassen und hofft das Heer der Beter mobil machen zu können. Wenn jeder, der dies liest, vor allem selber betet, dann aber auch andere, auf die er Einfluß hat, dazu aufmuntert: Bekannte, Kinder in den Schulen und Waisenhäusern, die heranwachsende Jugend in den Pensionaten, die jungen Kleriker in den Seminarien, sollte da nicht eine Legion von Beteren aufzubringen sein? — Als Termin für den großen Gebetskreuzzug sind die neun Tage vor dem Schutzfest des heiligen Joseph festgesetzt, also die Zeit vom 28. April bis einschließlich 6. Mai 1930. Als allgemeines Gebet soll das in nicht weniger als zwölf europäische (und einige afrikanische) Sprachen übersezte, von einem Afrika-Missionar verfaßte „Sühnegebet für die Neger Afrikas“ dienen, damit alle Beter einmütig vom göttlichen Herzen die glückliche Stunde erlehen, wo auch über Afrika Gottes Gnadensonne hell erstrahlet.

Das Gebetchen kann in beliebiger Zahl gratis bezogen werden von der Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19.



Gebetserhörungen

Der heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für auffallende Gebetserhörung bei Ablegung eines schweren Examens. Veröffentlichung war versprochen. Eine Missionschwester aus Mariannhill.

Der heiligen Theresia vom Kinde Jesu sei hiermit innigst gedankt für ihre auffallende Hilfe in einem großen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen. Schwester M. E., Missionschwester vom kostbaren Blut.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Rütenbrock Mk. 21.—, Margarethe; Bennhausen Mk. 21.—, Philipp; Brügge Mk. 21.—, Maria; Amelungen Mk. 25.—, Dorothea; Rimbeck Mk. 21.50, Agnes; Birkenfelde Mk. 42.—, Regina und Katharina; Pachten Mk. 42.—, Maria und Gertrud; Brügge Mk. 21.—, Joseph; Saarlouis Mk. 42.—, Maria und Antonius Maria; Gelsenkirchen Mk. 21.—. N. N. der lieben Mutter Gottes und der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu zum Dank für gut bestandenes Examen. F. T.

Für die Mission: Massenbachhausen Mk. 4.50, Rimbeck Mk. 8.50, Pachten Mk. 15.—, Kl. Sternlich Mk. 2.50.

Für die Heidenkinder: Neuenbeken Mk. 1.—, Wewelsburg Mk. 22.—.

Für die Ausfägigen in Uru: Hindenburg-Zaborze, gesammelt von Schulkindern Mk. 20.—, Düdinghausen Mk. 4.—.

Almosen: Wailstadt Mk. 3.75, Konty Mk. 5.—, Horrem Mk. 1.90.

Für die Missionschule: Riegelsberg Mk. 5.20, Holsterhausen Mk. 2.50.

Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende, denn die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige; diesen Wunsch äußerte einst der liebe Heiland seinen Jüngern gegenüber und in ihnen auch uns; wird er darum nicht doppelt jene segnen, die durch ihr Scherflein mithelfen, daß auch ärmere junge Mädchen, die so gern ihre Kräfte und Talente in den Dienst der Mission stellen wollen, ihr erhabenes Ziel erreichen?

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott; es segne und schütze sie das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Das Totenglöcklein

meldet, daß am 22. Januar eine treue Förderin der Caritasblüten, Frau Therese Tremel aus Simprechtshausen, im Alter von 65 Jahren vom lieben Gott heimgesucht wurde, um im besseren Jenseits den Lohn ihrer Mühen und Opfer zu genießen. Wir empfehlen ihre Seele dem frommen Gebete aller unserer lieben Abonnenten. R. I. P.

Sprichwörter

Nicht alles, was glänzt, ist Gold.

Mit vereinten Kräften.

Was Gott tut, ist wohlgetan.

Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Es ist Geduld ein rauher Strauch, voll Dornen aller Enden.

Vor Gott ist keine Flucht, als nur zu ihm.

Angst und Not währt bis an den Tod.

Nimm aus jedem dieser Sätze ein Wort heraus und du erhältst ein trostreiches Sprichwort.

Auflösung des Rätsels aus voriger Nummer

Arbeit ist die größte der Gaben,

Laßt uns Gott danken, daß wir sie haben;

Macht alles vergessen, Zeit, Sorg und Not. —

Das Erz aus dem Boden geschafft,

Her alle Geisteskraft,

Und keinen Tag vergafft! —

So wird Brot.